

Fachdialog Migration

Von der Nothilfe zu einem Miteinander - Perspektiven für ein gelingendes Zusammenleben

3. Februar 2016, Bistumshaus Bamberg

Dokumentation / Eingangsvortrag

„Wenn Fremde bei dir in eurem Land leben...“ (Lev 19,33-34) Zukünftige Herausforderungen durch die aktuelle Migrationsbewegung

Ottmar Fuchs, Lichtenfels / Tübingen

1. Aus dem Geschenk der Liebe heraus ist vieles, manchmal alles möglich!

Aus Liebe und Freundschaft heraus können Menschen fast alles geben. Menschen, die sich gerne haben, die aufeinander vertrauen, können zueinander sagen und auch entsprechend handeln: „Für dich tue ich viel, für dich würde ich viel riskieren.“ Eltern krebskranker Kinder, so erzählt eine Krankenschwester aus der Kinderabteilung eines Krankenhauses, können aus ihrem Herzen heraus sagen: „Ich würde mein Leben für mein Kind geben, damit es wieder gesund wird.“ Dass jemand so etwas sagen kann, könnte niemals gefordert werden oder könnte auch nie ein Gebot sein, das von außen auferlegt wird, sondern ist deswegen möglich, weil es aus dem Herzen der Beziehung kommt und von daher seine Kraft bezieht. Aus dem Geschenk der Liebe heraus, nämlich zu lieben und geliebt zu werden, wächst dieser Drang, für den anderen Menschen einzustehen.

Aus dieser Einsicht heraus möchte ich auf die, auch für uns heute höchst brisante Textpassage aus Lev 9,33-34 zugehen: „Wenn bei dir ein Fremder in eurem Land lebt, sollt ihr ihn nicht unterdrücken. Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid selbst Fremde in Ägypten gewesen. Ich bin der Herr, euer Gott.“ Was zunächst als eine Forderung „von außen“ klingt, wendet sich am Schluss dieses Textes, der an das erinnert, was Gott im Auszug aus Ägypten dem Volk bereits Gutes getan und geschenkt hat. „Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus Ägypten, aus dem Sklavenhaus, herausgeführt hat“. Und erst danach erfolgen in Ex 20,1ff die Zehn Gebote. Letztere hängen nicht resourcenlos in der Luft, sondern ereignen sich in einer ganz bestimmten Beziehung, nämlich in jener Beziehung, in der Gott sein Volk liebt, in der Gott Mitleid mit ihm hat, in der er die Not hört, in der er die Freiheit schenkt und sie dabei durch Dick und Dünn begleitet. Und genau das, was das Volk in dieser Beziehung von Gott an Gutem erlebt und geschenkt bekommt, kann es dann auch entsprechend an die Menschen und an die Gestaltung der Gemeinschaft nach innen und nach außen weitergeben.

Israel darf nicht selbst in die Gefahr kommen, für andere zu Ägypten zu werden. Gott lässt sich nicht durch falsche Grenzziehungen täuschen. Die Würde „seines“ Volkes hängt daran, mit welcher Würde dieses Volk andere Menschen und Völker betrachtet und behandelt. Wenn die Landbesitzenden nicht das Klagegeschrei der Fremden und Flüchtlinge hören, befinden sie sich außerhalb der Heiligkeit Gottes, jenes Gottes, der das Geschrei und das Jammern seines Volkes gehört hat (vgl. Ex 2,24).



2. Heiligkeit: zuerst Gabe, darin ermöglichte Aufgabe

Das Gebot der Nächsten- und Fremdenliebe ereignet sich im Heiligkeitsgesetz: „Ihr sollt heilig sein, denn ich, heilig bin ich, der Herr Euer Gott.“ (Lev 19,1-2). Die Begründung ist hier nicht nur eine argumentative, sondern eine Grundlegung und Verwurzelung der Aufgabe in der Gabe Gottes selbst. Heilig ist Gott, indem er das Elend seines Volkes hört und es befreit. Darin zeigt er seinen Mitschmerz mit den Bedrängten, mit den Unerwünschten und Versklavten. Alles also, was Gott fordert, hat er selbst erst einmal schon gegeben. Er fordert nichts, was er nicht schon geschenkt hätte. Die Gnade geht dem Auftrag voraus.

Die Heiligkeit schützt das Geforderte davor, zum nackten Befehl von außen und damit zur Entfremdung der eigenen Identität zu werden. Heilig ist sein Bund mit Israel. Seine Autorität gäbe es nicht, wäre sie nicht verankert in seiner barmherzigen und rettenden Beziehung zu seinem Volk. Die Heiligkeit Gottes bespricht zuerst die Beziehung Gottes zu den Menschen und befähigt und motiviert die Menschen zu dem, was zu tun ist. Der Anspruch gründet im Zuspruch, die Aufgabe in der Gabe. Die Heiligkeit Gottes entzieht dem Gesetz das Gesetzliche. Im Johannesbrief wird es heißen, dass Gott die Menschen immer zuerst geliebt hat und liebt (vgl. 1 Joh 4, 9-10.18-19), und bei Paulus wird es im Zusammenhang der Rechtfertigungsgnade heißen, dass Gott die Menschen als Sünder und Sünderinnen, noch bevor sie sich verändert haben, in die bedingungslos liebende Anerkennung ihrer Existenz aufgenommen hat (vgl. Röm 5,18).

Die Erfüllung des Gesetzes ist möglich aus dem Geschenk der Heiligkeit Gottes heraus. Denn Gottes Heiligkeit erweist sich darin, dass er sein Volk achtet, liebt, hört und rettet, dass er in einem Bund mit den Menschen leben will, dass er diesen Bund haben und halten will. Ein solcher Gottesbezug ist eine schier „unendliche“ Ressource, um Menschen „von der Egozentrik zur Allozentrik“ zu befreien.¹ Heilig wie Gott werden heißt also nicht, Gott gleich zu werden, sondern aus seiner Heiligkeit heraus selbst die Kraft zu bekommen, sein Wesen unter den Menschen erfahrbar werden zu lassen, wie etwa darin, von Gottes unendlicher Unantastbarkeit her auch die Unantastbarkeit der Menschenwürde zu betreiben.²

Oder: Wie er auf die Klagen seiner Volkes hört, wie er Mitleid empfindet und darin seine ganze Empathie mit den bedrängten Menschen offenbart, sich auch selbst auf die Spur der Empathie, des Nachfühlens zu begeben, indem man sich erinnert, wie man selbst fremd und Sklave im anderen Land war, und von dieser Erinnerung dann auch die Fähigkeit aufbringen kann, sich jetzt in die Fremden hineinzufühlen und nachzuerleben, was sie erleben, um von daher die emotionale Kraft zu gewinnen, mit ihnen so umzugehen, wie Gott mit dem eigenen Volk umgegangen ist.

3. Erinnerung

Doch dass alles zunächst einmal Gnade ist, ist leicht zu übersehen und zu vergessen, wenn man nicht mehr in der Not ist, wenn man selbst einheimisch das Land souverän besitzt. Deswegen ist diese Erinnerung so wichtig, die Erinnerung daran: Gott hat euch beschenkt, mit der Befreiung, mit dem Land. Und dieses Land ist, weil es selber ein Geschenk Gottes ist, auch mit dieser Intention zu gebrauchen und damit weiter zu schenken. Das Eigene ist immer verdankt. Genau daran erinnert die Sozialgesetzgebung Israels, vor allem im Zusammenhang des Jubeljahrs, in dem nach sieben mal sieben Jahren aller Besitz wieder an Gott zurückgeht und von ihm so verschenkt wird, dass entstandene Ungerechtigkeit zurückgenommen wird. Denn nach Lev 25,23 steht das Land unter Gottes Vorbehalt: Mein ist das Land, und Fremde und Beisassen seid ihr bei mir.³ Wir alle sind die willkommenen Fremden, die in Gottes Land leben.

Es gilt, mit dem Land so umzugehen, als hätte man es nicht, wie Paulus es später sagen wird (vgl. 1 Kor 7,29-32). Es immer wieder freizugeben aus dem Tausch in die Gabe, aus der Leistung in das Geschenk. Die Erinnerung ist der Vorgang, in dem dies immer wieder bewusst wird: Alles ist

¹ Vgl. Daniel Kochmalnik, Kadosch. Das Heilige im Buch Levitikus und in der jüdischen Tradition, in: Bibel und Kirche 69 (2014) 2, 80-85, 84.

² Vgl. ebd. 85.

³ Vgl. Rainer Kessler, Utopie und Grenzen. Schabbatjahr und Jubeljahr in Lev 25, in: Bibel und Kirche 69 (2014) 2, 86-91, 87.

zunächst einmal Geschenk, unverdient, unerleistet, der Bund Gottes für die Menschen und darin die ganze Schöpfung und das Leben überhaupt.

Erinnert euch: Dies gilt auch für heute: Gott hat uns beschenkt, mit dem Leben, mit dieser Schöpfung, mit Liebe und Freundschaft, die niemand herstellen kann, mit mancher Rettung, mit Wohlergehen, damit, dass wir in einem Land leben dürfen, wo wir vergleichsweise viel Freiheit, Gerechtigkeit und Wohlergehen erleben dürfen. Mit den Flüchtlingen wie mit den Einheimischen umzugehen ist die Weitergabe dieses Geschenks.

Dieses Erinnern bringt einen Mentalitätswechsel, von der Mentalität, immer nur zu kurz gekommen zu sein, von der Mentalität permanenter Unzufriedenheit, zur Einsicht, in Vielem völlig unverdient beschenkt zu sein, und das beginnt bereits mit dem Leben selbst. Beschenkte Menschen sind beseelte Menschen, die Beseelendes geben können. Bei zu kurz gekommenen Menschen oder solchen, die immer dieses Gefühl aufrecht erhalten, das die anderen bevorteilt und sie selbst benachteiligt seien, kann keine Zufriedenheit und Dankbarkeit aufkommen. Es kann also kein Schatz anwachsen, an dem man andere teilhaben lassen kann. Vielmehr wird auf solche Herausforderungen dann nur noch mit Abwehr und Ausschluss reagiert. Wahrscheinlich sind wir bislang noch zu wenig aus einer solchen Haltung herausgekommen. Von vielen, vor allem aus dem sozialen Bereich, wird immer wieder beklagt, dass nicht selten eher die Ellenbogen als offene Arme erfahrbar seien.

4. Selbstentdeckung als Geliebte

Worauf die ganze Bibel hinausläuft, ist: sich selbst als geliebt zu entdecken. Die Selbstentdeckung als von Gott Geliebte, dies *ist* der biblische Glaube. Dies ist das Herz der Frohen Botschaft. Nämlich daran glauben zu dürfen und zu können, dass die Menschen von Geburt, von Empfängnis an, von Gott geliebt und ersehnt sind, unendlich erwünscht, unendlich über den Tod hinaus. Denn Liebe kann nicht hinsichtlich eines geliebten Menschen dessen Leid oder Tod wollen, sie will sein Leben. Unendliche Liebe will unendliches Leben. So sind die Menschen Geliebte und Gerettete. Und dies gilt auch kontrafaktisch, dies gilt auch gegen die Erfahrung von Leid und Tod. Dagegen steht der Augenschein der biblischen Texte. Gottes Liebe ist gegeben, nicht weil sie immer erfahrbar wird, sondern weil sie so *geschrieben* steht.

Gott schenkt Leben und wird Leben schenken. Dies ist in Gott längst beschlossen und garantiert. In diesem Wort sind die Menschen bereits jetzt geborgen und damit über alles hinaus beschenkt. Aus solchem Bund, aus solcher Gottesbeziehung heraus können wir sagen: Für die Fremden tun wir viel, riskieren wir eigene Nachteile, denn in der Heiligkeit Gottes kommt niemand zu kurz. In der Kraft Gottes verwurzelt wird die Angst zum Vertrauen. Ein solcher Gottesbund ist der Fluss, der uns von Egoismus und der Angst zu einer verwundbaren Solidarität trägt. Denn Geliebtsein öffnet für Verletzbarkeit! Gibt Kraft für das Teilen, auch wenn es etwas kostet.

Ungeliebte Menschen hecheln ein Leben lang der Liebe nach, im Festhalten von Besessenem und im Klammern von Menschen, in der Angst um das Erworbene, in der unstillbaren Sehnsucht nach Anerkennung, Sicherung und Wertschätzung. Es gibt nur ein Kraut, das dagegen gewachsen ist, nämlich die Erfahrung und das darin ermöglichte Vertrauen, beschenkt und geliebt und nicht zu kurz gekommen zu sein.

Dies ist die Chance der Religion: dass auch Menschen, die zwischenmenschlich wenig Liebe erfahren haben, dann doch in einer solchen Gottesbeziehung Anerkennung und Beschenktsein erleben, was dann wieder Kraft geben kann, mit Menschen entsprechend umzugehen. Denn die Unendlichkeit der Liebe, dieser ewige Bund, diese Heiligkeit Gottes ist von zwischenmenschlicher Erfahrbarkeit nicht abhängig, zwar darauf angewiesen, aber darüber hinaus gegeben. So ist es nicht nur eine Frage der christlichen Identität, sondern auch eine Frage der sozialen Verantwortung, inwiefern Religion und Glaube als Räume unverweigerter Liebes- und Achtungserfahrung erlebt werden dürfen.

Heilig ist, was Gott heiligspricht, und das sind alle Menschen. Gott will sie geschätzt und geschützt haben. Deshalb hört er das Elend aller. Und die Aufgabe seines Volkes ist es, allen Menschen Anteil zu geben an dieser Qualität, Gottes Volk zu sein und in seinem Bund zu stehen. Besonders im Verhalten zum Fremden zeigt sich, ob und wie wir mit dem, was wir „haben“, was wir letztlich

geschenkt bekommen haben, umgehen, bis hin zu einer nachteilfähigen Solidarität. Und nicht zuletzt ist auch daran zu denken, dass solche Begegnungen nachteiloffener Spiritualität und Solidarität zwar auf dem ersten Blick asymmetrisch ausschauen, aber es durchaus in sich haben können, dass man darin selbst viel geschenkt bekommt. Man kann etwas bekommen, indem man es gibt, obwohl man glaubt, es nicht bekommen zu haben.

5. Wer jetzt nicht teilen will muss später töten

Hauen wir uns also nicht mit nackten Forderungen gegenseitig in die Pfanne. Diese machen nur defensiv. Sich nur mit Forderungen unter Druck zu setzen, spiegelt die Kälte, die die Forderungen bekämpfen wollen. Suchen wir nach den Ressourcen, auch den religiösen, die ein Teilen *ermöglichen*. Dies ist nicht nur von spiritueller und glaubensvertiefender, sondern auch von sozialpolitischer Bedeutung.

Damit nicht wahr werden muss: Wer nicht teilen will, tötet jetzt schon und muss später noch mehr töten. Horst Eberhard Richters Einsicht bekommt hier eine neue Brisanz: Wer nicht leiden will, muss hassen.⁴ Wer nicht teilen will, muss verletzen, benachteiligen und schließlich vernichten. Man hätte schon vor Jahrzehnten absehen können, dass die reichen Länder teilen müssen und dass man in den anderen Ländern in einer entsprechenden Solidaritätsbeziehung (nicht: „Entwicklungshilfe“) ganz anders als bisher dafür mitsorgen muss, dass Menschen diese Länder nicht verlassen müssen. Die Afrika- und Orientpolitik hätte wahrscheinlich dann ganz anders ausgesehen.

Weder im Kleinen noch im Großen können Familien, Gruppen, Staaten und Erdteile zu einem allseitigen Vorteil gelangen, wenn nicht einige fähig sind, auf ihren schon bestehenden größeren Vorteil zu verzichten, oder darauf zu verzichten, auf Kosten der anderen exklusiv in den Genuss der allseitig gedachten Vorteile zu gelangen. Man darf es global nicht zu Durst- und Hungerkriegen kommen lassen, denn dann ist alles schon zu spät. Denn dann werden die reichen Länder und Erdteile ihre militärische Überlegenheit gegen die Fremden einsetzen "müssen".

In dieser heiklen Zeit gewinnt die Frage nach den Fremden eine besondere Brisanz: vor allem auf der Motivationsebene der Personen. Und zwar in eine doppelte Richtung: Eine solidarische Völkergemeinschaft müsste davon ausgehen, dass die Völker "ineinander" zusammen leben können: nämlich in der pluralitätsfähigen Gesellschaft eines Landes selbst: "Ein Staat ist nur dann legitim, wenn all sein Handeln auf das Wohl und die Menschenwürde der Menschen, die auf seinem Territorium leben, ausgerichtet ist, und zwar aller gleichermaßen."⁵ Und: Da die Weltprobleme zwischen den Völkern nicht allein dadurch zu lösen sind, dass benachteiligte oder gefährdete Menschen bzw. Menschen aus benachteiligten und gefährdeten Ländern von Gesellschaften mit besseren Gegebenheiten aufgenommen werden, ist der wirtschaftliche und politische Einsatz dafür mindestens genauso wichtig, dass die Betroffenen in ihren eigenen Ländern Menschenwürde und Menschenrechte erfahren. Allein so sind die weltweiten Ursachen für die millionenfache Flucht von Menschen anzugehen, die wegen Lebensgefahr, Armut und Benachteiligung ihr eigenes Land verlassen.⁶

In erschreckender Weise macht die Perikope am "Fest der unschuldigen Kinder" (28. Dezember) deutlich, wie grauenvoll wahr dieser Satz ist: "Wer nicht teilt, muss töten!" Da kommen die Sterndeuter aus dem Osten, die Weisen aus dem Morgenland nach Jerusalem und fragen: Wo ist der neugeborene König der Juden? Und Herodes erschrickt, und es ist klar, warum er erschrecken muss: Weil er niemals daran denkt, seine Macht zu teilen oder gar abzugeben, nicht einmal an den Messias. Und weil er nicht teilen will, muss er töten, muss er alle Kinder töten, um zu verhindern, dass dieses Kind sein Konkurrent wird (vgl. Mt 2,1-18). Wer nicht die Rohstoffe der Welt mit allen

⁴ Vgl. Horst Eberhard Richter, Wer nicht leiden will, muss hassen. Zur Epidemie der Gewalt, Hamburg 1993.

⁵ Ernst Tugendhat, Asyl: Gnade oder Menschenrecht?, in: Klaus Barwig, Klaus Philipp Seif (Hg.), Muslime unter uns, München 1983, 76-82, 77.

⁶ Vgl. Elmar Klinger, Willi Knecht, Ottmar Fuchs (Hg.), Die globale Verantwortung, Würzburg 2001.

teilen will, muss mit militärischer Macht und damit mit Töten die Ressourcen für sich selber sichern; wer nicht Arbeit, Wasser und Nahrung teilt, wird Durst- und Hungerkriege heraufbeschwören, und die militärisch Mächtigsten werden töten, weil sie sich nicht rechtzeitig um das Teilen bemüht haben.

In dieser heiklen Zeit und in dieser entscheidenden Zukunftsfrage sind Theologie und Pastoral der Kirche in einer besonderen Weise angefragt und beansprucht. Vor allem auf der Motivationsebene der Personen, aber auch der Institutionen: Als Einübung in die Verzichtsfähigkeit, als Fähigkeit zum Verlust, als Loslassen des exklusiven Raffens. Auch letzteres wird auf Dauer nichts bringen. Denn alles, was den anderen zugefügt wird, wird irgendwann einmal auch auf den eigenen Bereich zurückschlagen. Doch woher kommt die Energie zum "Loslassen"? Zum Teilen mit den "Fremden"? Nur als Beschenkte können Menschen fähig werden zu Verzicht, zur Hingabe und zum Opfer. Können Religionen hier hilfreich sein und Ihren Beitrag leisten? Wie wäre dieser Beitrag zu präzisieren?

6. Wider den Mehrwert des Eigenen

Die schärfsten Emotionen sammeln sich von daher auf der Seite, wo man davon ausgeht, dass durch Fremde die eigene Religion, Nation, der eigene Wohlstand und die eigenen Rechte gefährdet seien, und zwar auf dem Hintergrund der Vorstellung, dass Einheimische mehr Recht auf Wohlstand, Arbeit und Wohnung, am Ende auf Leben haben als andere. Dieser "Mehrwert" des Eigenen gegenüber dem Fremden liefert die ständig willkommene Begründung dafür, dass die Fremden weniger Recht auf kulturelle Identität, Arbeit und Wohnung hätten. Genau hier liegen die sozialpsychologischen Wurzeln von Fremdenfeindlichkeit und Rassismus, die bei ungünstiger werdenden sozialen Umständen und entsprechender Propaganda bis zur Aggression und schließlich zur Vertreibung und Vernichtung der Fremden führen.

Solche Strukturen werden immer dann verschärft, wenn Widerspruch mit Liebes- und Gemeinschaftsentzug bestraft wird. Wenn derartig die Identität des einzelnen Menschen mit der Identität eines sozialen Kollektivs (sei es klein oder groß) zusammenfällt, ist die Verteidigung der Grenzen dieses Kollektivs immer auch identisch mit der Verteidigung der eigenen Identität. Chauvinistische und fundamentalistische Programme finden darin ihren Humus.

Wenn diese sozialpsychologische Diagnose auch nur annähernd stimmen sollte, dann gilt um so mehr: Wichtiger als alle Mahnreden sind die Sorge und das Engagement für die Gestaltung von sozialen Beziehungen in Familie, Vereinen und Kirchen, in denen die Menschen den leid- und schwächeoffenen Teil ihrer selbst nicht durch Idealisierung und Kollektivismus abspalten müssen, sondern wo sie genau dieses Beste ihrer selbst behalten und realisieren dürfen, weil sie nicht Angst haben müssen, bei dann auch sperriger Individualität mit Sanktionen und Zugehörigkeitsentzug bestraft zu werden. Wenn sie derart ihre eigenen "Fremdheiten" integrieren und ihre Schwächen nicht selbstdarstellerisch überspielen, dann können sie sich ohne ängstliche Defensivreaktionen für fremde Menschen und Völker genauso öffnen wie für solche Fremden, die in Not und Lebensgefahr sind.

Es ist also dem Rudelverhalten entgegenzusteuern, und jenem Wolfshundverhalten, wo die fremden Jungen vom neuen Herrscher umgebracht werden, damit er seine Gene durchsetzen kann. Die Mentalität des biogenetischen „Infantozids“ beginnt schon da, wo Familien nur für ihre eigenen Kinder sorgen und wo ihnen schon die Kinder der Nachbarschaft völlig egal sind. Der christliche Glaube bremst eine solche Mentalität durch die Vorstellung, dass alle Menschen von Geburt an geliebte Töchter und Söhne Gottes sind, dass Gott der Vater aller ist. Dies ist eine mächtige religiöse Blockade gegen jede Art von Ausgrenzung und Ausbeutung der Anderen.

7. Der Beitrag des Glaubens

Kann der Glaube an Gott eine Ermöglichung dafür sein, dass sich Menschen öffnen für eine verzichtfähige Solidarität mit Fremden, dass sie sich überhaupt öffnen, fremden Menschen gleichstu-

fig zu begegnen und von ihnen Wichtiges, auch Bereicherndes zu erwarten? Die Bilanz der Religionen ist diesbezüglich zwiespältig.

Einmal sind es Religionen, die Fremde produzieren, weil diejenigen, die nicht zur eigenen Religion gehören, oft als umso fremder gelten, bis hin zur Handlungsanweisung, die nicht Dazugehörigen (weil sie nicht das gleiche wie die eigene Glaubensgemeinschaft glauben) als Minderwertige auszugrenzen, sie um ihre Lebensrechte zu bringen und sie schließlich sogar zu töten.

Umgekehrt gibt es aber gerade in den Religionen Erfahrungsbilder, die die Fremden schätzen und schützen: Etwa in der religiös motivierten Gastfreundschaft, die die Fremden unter den Schutz Gottes stellt. Ein solcher Schutz blockiert von vornherein die aggressive Erstreaktion, den Angst machenden Anderen zu unterwerfen und zu zerstören. Hier zeigt sich deutlich eine starke humanisierende Kraft, die von einer bestimmten religiösen Vorstellung ihre Energie bezieht.

In der Bibel begegnen viele Geschichten der Gastfreundschaft. Ich erinnere an die Geschichte von den drei Männern, die Abraham besuchen: einer von ihnen ist offenbar der Herr selbst (vgl. Gen 18,1ff.). Sie erhalten Gastfreundschaft, und gerade darin erhält Abraham die Verheißung, dass er übers Jahr einen Sohn bekommen wird. Durch Fremde kommt diese Botschaft auf ihn zu. Es ist verblüffend, wie auch die Geschichte und die Geschichten des Neuen Testaments in vieler Hinsicht vom Bild der Gastfreundschaft geprägt sind. Die Eltern Jesu sind auf Herbergssuche in Bethlehem (vgl. Lk 2,7). Der Fremde lässt sich von den Jüngern in Emmaus einladen und offenbart sich dabei selbst als der Auferstandene und Gastgeber (vgl. Lk 24, 13-35). Und der Prolog des Johannesevangeliums spricht davon, dass Jesus in sein Eigentum kam, aber die Seinigen ihn nicht aufnahmen (vgl. Joh 1,10ff.). Der Gottessohn kommt auf die Erde und scheitert an der Ungastlichkeit der Menschen, an ihrer Unfähigkeit, diesen in vieler Hinsicht Fremden in ihrer Mitte aufzunehmen, von ihm das Beste zu erwarten und von ihm zu lernen. Auch hier wird deutlich: Gott kommt als Fremder und als Gast.

Schließlich wird sich im Endgericht einiges an der Frage entscheiden, ob Christus in den Fremden aufgenommen wurde oder nicht (vgl. Mt 25,35). Der Hebräerbrief (Hebr 13,1) bringt es auf den Punkt: "Vergesst nicht die Gastfreundschaft; durch sie haben manche Engel beherbergt und wussten es nicht."

Dieser Zug zum Überschreiten von Grenzen, um allen Menschen Heil und Heilung, Versöhnung und Befreiung zuzusprechen und zuzuhandeln, wie ihn die biblische Botschaft aufweist, geht Hand in Hand mit der eigenartigen Erwartung, dass gerade vom anderen und fremden Menschen etwas Wichtiges erwartet wird: eine Botschaft, eine Infragestellung, eine Bereicherung, vielleicht auch eine lebenswichtige Verwundung. Seine Fremdheit ist schlechthin wahrheitsfähig. Und: Im Anderen, sei es in der Überbrückung, sei es im Unterschied, erschließt sich die Bedeutung des Eigenen.⁷

8. Praktische Wege in der Kirchenbildung

Neben der bereits angesprochenen Verkündigung eines Gottes, der niemanden aus seiner Liebe ausschließt, seien zwei weitere Aspekte genannt:

8.1 Ichstärke statt kollektiver Unterordnung

Christliche Gemeinden sind Orte der Solidarisierung für "andere", insofern in ihnen selbst die Erfahrung zugelassen wird, anders als der andere sein zu dürfen, ja sich auch fremd werden zu dürfen, sich voneinander in Meinung, Einstellung und Beziehung entfernen und eigene Verantwortungen suchen und wahrnehmen zu dürfen. Jede Offenheit anderen und fremden Menschen gegen-

⁷ Vgl. Ulrike Bechmann, Reise ins Andere und finde dich selbst, in: Christine Lienemann-Perrin, Doris Strahm, Heike Walz (Hg.), Als hätten sie uns neu erfunden. Beobachtungen zu Fremdheit und Geschlecht, Luzern 2003, 201-218.

über braucht solche Identitätskraft, die sich auch darin zeigt, dass man die eigene Schwäche und Begrenzung realistisch einschätzt.

Dann werden Menschen nicht durch Ja-Sagen und Abhängigkeit bei der Stange gehalten, dann wird eine andere und widersprüchliche Meinung nicht mit Anerkennungsentzug bestraft, sondern die Unterschiedlichkeit auch im Glauben mündiger Menschen ist die kreative Basis, auf der die Beteiligten gemeinsame Lösungen erstreiten, suchen und finden. Wo soziale Akzeptanz auch und gerade in unterschiedlichen Lebensweisen und -auffassungen kultiviert wird, lernen die Menschen, das bei sich selbst Verdrängte und Nicht-Akzeptierte nicht auf die Fremden und Nicht-dazu-Gehörigen zu projizieren und in deren Ausgrenzung nochmals von sich selber abzuspalten und zu attackieren.

8.2 Gemischte und entgrenzende Sozialformen

In unserer gesellschaftlichen Umgebung sind zunehmend verstärkte Sortierungen zwischen unterschiedlichen Lebensbereichen und Bevölkerungsgruppen festzustellen. Wenn die ausländischen Flüchtlinge in Bussen weggefahren werden müssen, weil ein beträchtlicher Teil der einheimischen Bevölkerung sie bis zur Vernichtungsandrohung nicht haben will, dann zeigt sich darin die Spitze des Eisbergs der in der Gesellschaft immer wieder vorherrschenden Entmischungs- und Entsolidarisierungsstrategien.

Will die Kirche die Humanisierung der Gesellschaft im Horizont des Reiches Gottes betreiben, dann wird sie sich für die Durchmischung der auseinander triftenden sozialen bzw. religiösen Räume einsetzen⁸ und jenen Tendenzen entgegenarbeiten, wonach die Spaltungen zwischen gesund und krank, behindert und nicht behindert, einheimisch und fremd, arm und reich, im Bewusstsein wie auch in der gesellschaftlichen Praxis Platz greifen. Dies ist ein Kampf gegen die Mentalität, die angesprochenen Minoritäten möglichst frühzeitig in Sonderbereiche und mehr oder weniger geschlossene Systeme einzuweisen. Kirchliche Kindertagesstätten, in denen Kinder lernen, mit behinderten Kindern ebenso umzugehen wie mit Kindern aus anderen Religionen und sozialen Schichten, leisten Enormes für die frühe Vernetzung unterschiedlicher Menschen und Kulturen. So könnte man eine diakonische Jugendarbeit auch dahingehend verstehen, dass sie sich nicht nur mit sich selber beschäftigt, sondern beispielsweise kooperative Sprachlerngruppen mit Ausländerkindern und -jugendlichen gestaltet und begleitet. Dadurch wächst kulturelle Neugier aneinander.

9. Keine „Endlösungen“!

In der Flüchtlingsfrage ist jede glatte Lösung in der Gefahr, zu einer Endlösung zu werden, durchaus mit der schrecklichen Konnotation, die dieses Wort aus der deutschen Geschichte heraus hat. Denn solche Endlösungen enden im Stacheldraht und in der abwehrenden Gewalt. Wenn die AfD-Vorsitzende Frauke Petry dadurch an den deutschen Grenzen Recht und Ordnung herstellen will, dass die Polizisten notfalls schießen dürfen, zeigt dies die erschreckende Konsequenz, gegen wehrlose und hilflose Flüchtlingen von der Schusswaffe Gebrauch zu machen.⁹ Solche Entweder-oder-Lösungen des Problems schlagen historisch zurück, als Terror nach innen und aus Genozid nach außen. Und der Genozid wird dann auch noch als Notwehr legitimiert.¹⁰ Es gibt nur die Alternative: relativ offene Grenzen und eine flexible, mit hartnäckiger Solidarität zu gestaltende Aufnahme- und Integrationspolitik *oder* die Grenzschießung mit Stacheldraht und militärischer Gewalt und damit die erbarmungslose Vernichtung der Flüchtlinge.

Allein schon das Erschrecken vor einer solchen Zukunft ist als Motivationsbasis dafür ins Bewusstsein zu heben, es nicht soweit kommen zu lassen. Ein völlig unvergleichlicher Vergleich bringt bildfähig zum Ausdruck, was unser, der einheimischen und der fremden Menschen, die nach Lev

⁸ Vgl. Ulrike Bechmann, Sevda Demir und Gisela Egler (Hg.), Frauenkulturen. Christliche und muslimische Frauen in Begegnung und Gespräch, Düsseldorf 2000.

⁹ Vgl. Eilmeldung von ZEIT-online vom 30. Januar 2016.

¹⁰ Vgl. Ottmar Fuchs, Wohin mit der "Angst im Abendland"?, in: Adrian Loretan, Franco Luzatto (Hg.), Gesellschaftliche Ängste als theologische Herausforderung. Kontext Europa, Münster 2004, 119-135.

19,34 als Einheimische wahrzunehmen sind, gemeinsamer Weg ist: Flüchtlinge sind in ihren Booten darauf angewiesen, auf Sicht zu fahren und sie wissen nicht ob und wo sie ankommen. Was sie erleben müssen, bleibt auch, in anderer Form, und in anderen Kontexten, den Besitzenden, den europäischen Ländern nicht erspart, nämlich auf Sicht zu handeln. Das Mögliche und auch das, was für viele als unmöglich erscheint, zu tun, die Grenzen offen zu halten, mit dem Selbstbewusstsein, darin das einzig Richtige und Gute zu tun. Wie viele angesichts der Hilfsbereitschaft der Helfer und Helferinnen in der realen Willkommenskultur sagen konnten und können: „Angesichts dessen bin ich stolz, ein Deutscher bzw. eine Deutsche zu sein.“ Ein Satz, der nicht nur den Älteren unter uns nicht leicht über die Lippen kommt.

Diesen Weg gilt es zu gehen, ohne im Griff halten zu können, was dabei herauskommt, auf welche Gesellschaft wir zusteuern, aber mit der Hoffnung darauf, dass wir gerade darin nicht stecken bleiben, sondern immer wieder vorwärts kommen. In ihrem Satz hat die Kanzlerin das ausgedrückt: „Wir schaffen das!“ Nicht im Sinn eines Zieles und einer Lösung, sondern eines zuversichtlichen Weges, der immer wieder neu austariert wird zwischen Selbstschutz und Solidarität, nie absolut richtig und absolut falsch, sondern immer, jeweils neu gegenseitig abwiegend, dazwischen, mit Kompromissen, aber nie mit dem Verlust dieser Spannung und dieser Steigerung des Möglichen zum schier Unmöglichen, so weit, wie es eben geht, und manchmal darüber hinaus, und dann doch wieder zum Nicht-mehr-Können, mit der eigenen Hilflosigkeit und den aus dieser Schwäche heraus nötigen Einhaltungen. Aber doch immer auch mit der hoffnungsvollen Ausdauer, dass daraus Gutes erwächst, mit einer Geduld, die jetzt mehr gibt als sie empfängt, aber vielleicht weniger gibt, als sie erst später empfängt. Die Asymmetrie wird sich auf der Zeitachse möglicherweise verändern und umdrehen: In 10 bis 20 Jahren wird unsere Gesellschaft wahrscheinlich froh um die jungen Menschen sein, die jetzt Hilfe brauchen.¹¹

Die humane Zukunft der Menschheit und Europas im Besonderen liegt in dieser Fähigkeit, durch alle Hindernisse hindurch die Kraft der Solidarität nicht aufzugeben, und je mehr *dieser* Weg gelingt, desto besser wird die Zukunft. Dagegen wird die Zukunft grauenhaft, wenn dieser unsichere Weg auf Sicht nicht gegangen wird und wir werden eine Welt der Verteilungskriege, der Aussperung und von Genoziden haben, wie sie in diesem Ausmaße die Menschheit noch nicht gesehen hat. Wir stehen an der Wegegabelung zwischen diesen beiden Richtungen.

Und der Streit darum tobt bis in unsere Pfarrgemeinden hinein. Pfarrer und andere Hauptamtliche in der Kirche, die sich in ihren Bereichen für die Flüchtlinge einsetzen, können viel Solidarität bei den Gläubigen erfahren, aber sie erfahren auch viel Widerstand und viele Hässlichkeiten. Wo am Ende die Mehrheiten unseres Volkes und auch der Gläubigen stehen, scheint noch offen zu sein. Die entsprechende Verkündigung eines die Menschen unbedingt tragenden und liebenden Gottes, der zur Solidarität befähigt, wird hier genauso wichtig wie die von daher ermöglichte praktizierte Solidarität mit den Fremden in unserem Land.

¹¹ Vgl. Ottmar Fuchs, Im Brennpunkt: Stigma. Gezeichnete brauchen Beistand, Frankfurt a. M. 1993, 205.